

«Das Attentat bestimmte mein Leben danach»

Gerhard Pfister erzählt, warum der Anschlag auf den Zuger Kantonsrat Schuldgefühle bei ihm hinterlassen hat und weshalb ihn Schüler wie er genervt hätten. Der Mitte-Chef im Gespräch mit Esthy Baumann-Rüdiger über alles – ausser Politik

Gerhard Pfister sitzt in der Lounge des Restaurants im Bundeshaus. Es ist Mittag, im Hintergrund formt sich ein Lärmteppich aus klirrendem Geschirr und Gesprächen. Nach der Sommer-session sei er «definitiv ferienreif», sagt Pfister. Seine Frau und er werden in die Bretagne reisen, für drei Wochen. Im Gepäck: ein Koffer voller Bücher.

Gerhard Pfister, Sie lesen noch gedruckte Bücher?

Am liebsten, ja. Ich habe zwar einen E-Book-Reader, aber das ist für mich Ultima Ratio.

Sie haben ein besonderes Verhältnis zur Literatur.

Schon im Wohnzimmer meines Vaters gab es immer Bücher. Mich haben meist jene Buchtitel fasziniert, die ich überhaupt nicht verstanden habe. Ich erinnere mich, wie ich als Vierzehnjähriger «Also sprach Zarathustra» von Nietzsche hervorgezogen habe, in altdeutscher Schrift. Ich habe mich durch diese Sätze gekämpft, nur wenig verstanden. Aber ich war fasziniert.

Haben Sie ein Lieblingsbuch?

Es gibt Bücher, die mir so viel bedeuten, dass ich sie mehrmals gelesen habe. Aber ein Lieblingsbuch? Literatur ist ja keine Sportveranstaltung, wo Ranglisten wichtig sind. Geprägt hat mich sicherlich der österreichische Schriftsteller Peter Handke. Seine Bücher begleiten mich durchs Leben.

Apropos durchs Leben begleiten: Sie und Ihre Frau sind seit bald dreissig Jahren verheiratet. Glauben Sie an die grosse Liebe?

Ja. Das hat auch mit meinem Vater zu tun: Er war erst 42 Jahre alt, als seine Frau mit 34 Jahren an Leukämie starb. Sie war seine grosse Liebe. Er hat nie mehr geheiratet. Diese Haltung hat mich geprägt: Man entscheidet sich für jemanden.

... weiss in jenem Moment aber nicht, was auf einen zukommt.

Nehmen Sie Max Frisch: Er liess sich zweimal nach etwa zehn Jahren scheiden. Er schrieb einmal: Beim Moment der Heirat wisse man im Grunde, woran die Ehe scheitern könne – wolle es aber nicht wahrhaben. Nun, ich hatte nie einen Grund zu glauben, dass die Ehe mit meiner Frau scheitern könnte. Und wie mein Vater würde auch ich nicht mehr heiraten.

Sie waren acht Jahre alt, als Ihre Mutter starb. Was hat das mit Ihnen gemacht?

Ich glaube, dadurch in vielen Dingen ein zu rationaler Mensch geworden zu sein. Ich hatte zwar einen guten Vater und eine hervorragende Nanny, aber sie konnten mir meine Mutter nicht ersetzen. Auch wenn das nun klischeehaft klingt: Ich glaube, dass mir in meiner Jugend eine gesunde Emotionalität fehlte.

Wie zeigt sich das heute?

Ich habe von klein auf verinnerlicht: Du musst alles mit dir selbst ausmachen. Das höre ich heute noch ab und zu von meiner Frau, etwa wenn ich nach Hause komme und nicht gleich erzähle, was alles passiert ist.

In welchen Momenten hat Ihnen eine Mutter gefehlt?

Dann, wenn ich gerne von jemandem in den Arm genommen worden wäre. Mein Vater tat dies nicht – obwohl ich überzeugt bin, dass es auch ihm manchmal gut getan hätte. In den schönen Momenten habe ich mir oft gewünscht, sie könnte das noch erleben – ja, sie hat mir schon gefehlt. Ich habe sie nie richtig kennengelernt. In meiner Erinnerung war sie oft krank. Meine älteren Geschwister haben mehr mit ihr erlebt. Im Dorf hörte ich später oft, wie sehr sie geschätzt worden war – und wie schön sie gewesen sei.

Sie lernten Ihre Mutter also eher über andere Menschen kennen?

Ja. Und über die Bücher, die sie hinterlassen hat. Meine Mutter hat viel gelesen. Nach ihrem Tod konnte ich mei-



«Wer nicht an sich zweifelt, der überschätzt sich»: Gerhard Pfister.

CHRISTIAN BEUTLER/KEYSTONE

nen Vater gerade noch daran hindern, sie alle zu entsorgen. Wenn ich heute durch ihre Bücher blättere, finde ich plötzlich Notizen. Bei Gedichten steht manchmal am Rand: «Oh wie schön!» So begegne ich ihr heute noch ab und zu.

Sie haben Schulen geführt, und Sie waren Lehrer. Welche Werte wollten Sie den Schülern vermitteln?

Ich wollte ihnen dabei helfen, Selbstvertrauen zu entwickeln. Sie sollten herausfinden, wo sie stark sind, und ihren Weg gehen. Dann würden sie überdurchschnittlich gut. Ich sagte immer: «Wenn ihr Jus studiert, weil eure Kollegen das selbe machen, werdet ihr bloss durchschnittliche Juristen.»

Wie waren Sie selbst als Schüler?

Ich war ein 5er-Schüler mit mässigem Aufwand. Vieles fiel mir leicht. Aber mir fehlte der schulische Ehrgeiz, noch drei Stunden zu lernen für eine 6. Hätte ich als Lehrer einen Schüler vor mir gehabt, wie ich es damals war, ich hätte mich wohl ziemlich genervt. Ich war besserwisserisch, etwas dünnhäutig. Ich glaubte, wahnhaftig gescheit zu sein. Letztlich war ich nicht so reif, wie ich es später von meinen Schülerinnen und Schülern erwartete.

Von welchem Beruf träumten Sie als Kind?

Daran erinnere ich mich nicht. Aber als ich zwölf war, stellte ich mir vor, einmal eine Forscherkarriere zu machen. Archäologie und Althilologie haben mich fasziniert. Dann hätte ich mir vorstellen können, Jura zu studieren. Doch mit 16 oder 17 Jahren war für mich klar, dass ich die Schule meines Vaters übernehmen würde.

Nicht gerade ein gewöhnlicher Berufswunsch für einen Teenager.

Nein. Erst mit 30 kamen dann Zweifel auf, aber da war es bereits zu spät.

Apropos Zweifel: Zweifeln Sie an sich selbst?

Natürlich. Wer nicht an sich zweifelt, der überschätzt sich. Wenn Sie Literatur studiert haben, können Sie nicht durch die Welt gehen und glauben, Sie haben immer recht. Der Gedanke, der andere könnte auch recht haben, ist tief in mir drin. Ich bin Sternzeichen Waage, und Waagen gelten als grosse Zweifler, als Menschen, die lange brauchen, um sich zu entscheiden.

Sie beschäftigen sich mit Sternzeichen? Überhaupt nicht (lacht etwas verlegen). Aber ich habe als Jugendlicher ein amü-

santes populärwissenschaftliches Buch über die Typologie von Sternzeichen gelesen. Es stand auch im Büchergestell meines Vaters. Das ist wahrscheinlich selbsterfüllende Prophezie, aber ich habe mich in der Beschreibung der Waage erkannt.

Gibt es Dinge, die Sie fürchten?

Ich fürchte mich vor Unheil, Krankheit – und vor dem Tod.

Sie haben 2001 ein Attentat im Kantonsrat in Zug überlebt. Wie ändert ein solches Erlebnis die Sicht auf das Leben?

Das Attentat bestimmte mein ganzes Leben danach. Ich weiss heute, dass eine Kugel meinen Kopf vermutlich nur um wenige Zentimeter verfehlt hat. Diese Erfahrung macht einem bewusst, wie fragil und wertvoll ein Leben ist. Wenige Stunden nach dem Ereignis ging ich zur Frau eines Kantonsratskollegen, der beim Attentat ums Leben gekommen war. Ihr Blick sagte mir: Da kommt der Falsche zur Türe herein. Warum darf er leben und mein Mann nicht mehr? Dieses Schuldgefühl nehmen Sie ein Leben lang mit.

Sie sagten einmal, Sie hätten lange damit gehadert, dass Sie überlebt hätten und andere nicht. Haben Sie eine Antwort gefunden?

Nein, ausser: Es war Zufall. Wir Menschen geben dem Leben gerne einen Sinn, und Sinngabe ist das Gegenteil von Zufall. Aber wenn man so knapp am Tod vorbeischnappt und der Freund, der gleich daneben sass, stirbt, dann fragt man sich: Was hat dieses Leben genau für einen Sinn? Die Verströmungen aufs Jenseits funktionieren dann plötzlich nicht mehr.

Sie sagten, es sei Zufall, dass Sie noch am Leben seien. Andere würden es Schicksal oder Vorbestimmung nennen.

Wenn es Fügung wäre, dass ich davongekommen bin, müsste es auch Fügung sein, dass andere dabei gestorben sind. Das finde ich zynisch. Es wäre reine Anmassung, zu glauben, ich sei so wichtig, dass ein Gott oder ein Schicksal mich netterweise am Leben gelassen hat, der andere aber sterben musste.

Hat sich dadurch die christliche Perspektive auf ein Leben nach dem Tod für Sie relativiert?

Ja, aber das hatte sie bereits im Studium. Philosophie ist der Hammer, der jeden Tag an die Glocke der Theologie schlägt. Insofern hat mein persönlicher Glaube immer wieder vor den Argumenten der Philosophie bestehen müssen. Ich will

nicht behaupten, nach dem Tod sei alles zu Ende. Das weiss ich genauso wenig wie derjenige, der behauptet, es gehe nach dem Tod weiter. Aber ich wurde sicher vorsichtiger mit Jenseitsbehauptungen. Man sollte nicht mit dem Glauben argumentieren, sondern mit der Vernunft, die allen gemein ist.

Aber Sie haben die Hoffnung auf ein Jenseits noch nicht aufgegeben.

Sagen wir es so: Die Wahrscheinlichkeit haben wir nicht auf unserer Seite. Die Naturwissenschaft auch nicht. Die Geschichte und die Tradition aber schon. Und auf dem kosmologischen Gebiet kann man sich fragen: Wenn sich das Universum ausdehnt – wohin denn? Gibt es noch etwas ausserhalb des Universums? Wann, wodurch begann das alles? Das sind Fragen, die noch keine Antwort gefunden haben. Vielleicht sollten wir uns deshalb vor allem um die löslichen Fragen kümmern. Wenn wir Nietzsche positiv deuten, könnte man sogar sagen: Wir müssen den Himmel zuerst einmal auf die Erde bringen. Ob es auf der anderen Seite auch noch einen Himmel gibt, werden wir sehen.

Glauben Sie, dass man sich sein Glück erarbeiten kann?

Nein. Ein Appell an die Selbstverantwortung ist richtig. Aber wenn wir sagen: «Jeder ist seines Glückes Schmied», dann haben die Menschen schon sehr unterschiedliche Hammer und Ambosse erhalten. Gerade wir Boomer sind eine unglaublich privilegierte Generation. So viel Glück wie Schweizerinnen und Schweizer mit Jahrgang 1960–1970 haben nicht viele auf der Welt. Wir hatten beste Voraussetzungen, das zu werden, was wir sind.

Welche Tugend ist Ihnen im Leben die wichtigste?

In meiner Jugend nannte man sie Demut, in meinen mittleren Jahren Frustrationstoleranz, und heute sagt man Resilienz.

Worin werden Sie unterschätzt?

In meiner Fähigkeit, Zwischentöne zu hören. Ich höre genauer hin, als man mir nachsagt, und ich bin offener für Kritik, als man mir unterstellt.

Was können Sie überhaupt nicht?

Tanzen. Meine Frau ist darin ausgezeichnet, sie hat ihr Leben lang Ballett getanzt. Aber geheiratet hat sie mich trotzdem.

Was bringt Sie aus der Fassung?

Menschen, die Dummheit und Arroganz vereinen. Und was mich manchmal wirklich fassungslos macht, ist ein Mangel an Zivilisiertheit. Es macht mich wütend, wenn ich beispielsweise lese, wie eine Reinigungskraft Hotelzimmer sauber macht und die Gäste vor ihren Augen Taschentücher auf den Boden schmeissen. Oder wenn ich dabei zusehe, wie jemand sich gegenüber dem Servicepersonal herablassend verhält.

Welchen Traum würden Sie sich gerne erfüllen?

Vielleicht sollte ich das kurz vor den Wahlen nicht sagen, aber ich habe einen «Plan-B-Traum»: Sollte ich irgendwann einmal nicht mehr gewählt werden, würde ich gerne sechs Monate aussteigen und nach Santiago de Compostela pilgern. Aber irgendwann machen das meine Knochen wohl nicht mehr mit, also müsste ich mich bald entscheiden. Aber offen gestanden: Eine Wiederwahl würde mich mehr freuen.

ALLES AUSSER POLITIK – PARTEIPRÄSIDENTEN IM GESPRÄCH

Mitten im Wahlkampf stellen wir den Präsidenten der sechs grössten Parteien eine Herausforderung: über alles zu sprechen – nur nicht über Politik.

NZZ nzz.ch/schweiz